SPRACHWISSENSCHAFTLICHE AUSBLICKE

Wenn hier der versuch gewagt wird, in kurzen worten bericht zu geben über einen komplex von ideen, die sich über ein weites gebiet verzweigen und doch in einem brennpunkte zusammentreffen; wenn in diesen grossen zusammenhängen sichere erkenntnisse mit dunkel vorausgeschautem, vielleicht teilweise falschem wechseln; wenn da und dort die knappste andeutung an stelle von schrittweiser, klarer ausführung geboten wird: so ist sich der verfasser der zweifelhaften wissenschaftlichen methode, die in einem solchen unterfangen liegt, wohl genug bewusst. Die vorliegende arbeit—wenn sie den namen einer arbeit verdient—ist nichts weiter als ein atemholen auf einem noch kaum begonnenen wege; ein rückblick auf die geringe verrichtete arbeit; ein ausblick auf das unendlich viele, was noch zu tun ist. Dass ich trotzdem diesen rohen entwurf meinen fachgenossen unterbreite, sie um kritik und mitarbeit bittend, das liegt an der festen überzeugung, dass in den grundzügen hier wirklich wichtige anregungen zu neuem wissenschaftlichen schaffen gegeben sind—anregungen, deren widerlegung oder bejahung von gleicher wichtigkeit ist, und zugleich an der erkenntnis, dass eine einzige menschenkraft zur ausbeutung dieser wissensminen kläglich unzureichend ist. Für form und methode bittet der verfasser also um nachsicht; für unrichtiges um kritik; für alles wertvoll scheinende aber und alles nur in keimen angedeutete um mitarbeit.

Die punkte, um die es sich vor allem handelt, und die im folgenden nur zum teil näher besprochen werden, sind: die zusammenfassung aller rein germanischen lautveränderungen unter eine einheitliche phonetische tendenz—für konsonanten wie für vokale; die rückanwendung dieser einen tendenz auf probleme der indogermanischen ursprache, wie die frage der tenuis aspirata, gewisser personalendungen des verbs und des ablauts; eine interpretation der lautgesetze als zeitweiliger etappen im zuge der phonetischen tendenzen; die psychologische interpretation der germanischen grundtendenz der sprachentwicklung und die anwendung dieser auslegung

auf die germanische tempusentwicklung, den umlaut, die wortstellung, das verhältnis zwischen metrik und inhalt und vieles andere. Während diese aufzählung in ihrer reichhaltigkeit und vielseitigkeit fast an komik grenzen mag, ist sich der verfasser bewusst, nur einige der typischsten, charakteristischsten marksteine des grossen gebietes im fluge zu berühren. Ihm steht es klar vor augen, dass die sprachwissenschaft nicht ein konglomerat von einzelheiten, sondern ein fest geschlossener geisteskomplex ist, der weit über den namen der wissenschaft hinausreicht. Denn nichts gibt es in der gesamten geisteswelt—nicht literatur, nicht musik oder bildende kunst, nicht äussere oder innere geschichte—was ein so wahres bild von der geistigen beschaffenheit des volkes gäbe wie die sprache, recht verstanden und ausgelegt. Denn nichts anderes geht entfernt in gleichem masse aus der gesamtpsyche des volkes hervor. Ich erinnere hier gern an die nicht allerseits günstig aufgenommene und doch in ihrem weitblick wahrhaft grosse schrift von Nikolaus Fink, *Der deutsche Sprachbau,* die in prachtvoll klarer und kenntnisreicher, wenn auch nur andeutender weise den einklang zwischen deutscher seele und deutschem sprachbau verfolgt.

1. Das vornehmste ergebnis der sprachforschung des letzten jahrhunderts war die erkenntnis, dass die sprache sich *gesetzmässig entwickelt,* eine erkenntnis, die August Leskien im Jahre 1876 unter der formel der ausnahmslosigkeit der lautgesetze niederlegte; seine tat war in ihrer schlichtheit und klarheit bestimmend für mehr als eine generation von sprachforschern. Die glänzende reihe, an deren anfang er steht—die Brugmann'sche generation mag man sie nennen—hat vor allem das verdienst der feineren organisation, vertiefung und ausbreitung dieses gedankens der gesetzmässigkeit. Sie hat namentlich auf lautkundlichem gebiet material gesammelt, das für den praktischen gebrauch insofern wenigstens als vorläufig ausreichend gelten konnte, dass sich auf seiner grundlage neben Brugmann-Delbrücks grundriss die Hirt-Streitberg'sche sammlung von grammatiken ins leben rufen liess, die einen einstweiligen überblick über den stand der sprachwissenschaft mit einem minimum von zeitaufwand gestattet, ohne dabei an selbständigkeit der forschung einzubüssen.

2. Es ist ein grosses verdienst dieser schule, sich *ex professo* vom schriftbilde, nach Sievers'scher forderung, abgewandt und den *laut*, nicht den buchstaben *als träger der sprache* anerkannt zu haben. Die reiche ernte phonetischer erkenntnisse von Sievers bis Bremer ist die frucht. Einzelne ansätze, die neuen physiologischen funde in der untersuchung der historischen entwicklung der sprache zu verwenden, finden sich verstreut an vielen orten: in Sievers' phonetik und sprachmelodik, in der einleitung ziemlich jeder neuren sprachwissenschaftlichen grammatik und ganz besonders bei gelegentlichen diskussionen des prinzips der ausnahmslosigkeit der lautgesetze (zb. Bremer in der einleitung zur *Deutschen Phonetik;* Herzog in den *Streitfragen der romanischen Philologie,* usw.). Und doch kann man sich der erkenntnis nicht verschliessen, dass zwischen der auffassung der lautgesetze als solcher und der physiologischen analyse der einzellaute noch beträchtliche fremdheit besteht—selbst da, wo phonetische erkenntnis und sprachhistorisches forschen in so glänzender weise vereinigt sind wie bei Eduard Sievers. In der auffassung des einzelnen lautes ist unser denken und fühlen schon mehr oder weniger bewusst physiologisch. Aber unsere auffassung des lautgesetzes, des überganges von einem laut zum andern ist trotz alledem und alledem noch recht stark im banne des buchstabens, des konkreten beispiels, und noch recht weit von einem physiologischen allgemeinempfinden entfernt.

3. *Lautgesetze* sind formulierungen periodischer ergebnisse von lautveränderungen. Wenn wir sagen, dass idg. *p* zu germ. *f* wurde, so übergehen wir mit stillschweigen eine reihe von zwischenstufen: aspirierte tenuis, bilabiale affricata, bilabiale spirans seien nur als springende punkte erwähnt. Wir betrachten das lautgesetz dieser veränderung als abgeschlossen, wenn wir an dem in der literatursprache graphisch darstellbaren resultat des labiodentalen *f* angelangt sind. Das kann für das leben der sprache einen wirklichen markstein bedeuten, wenn die entwicklung des betreffenden lautes damit zu einem stillstand gekommen ist, wie eben beim *f*. Dagegen haben wir beispielsweise bei der entwicklung von idg. *dh*>*germ.* *đ*>westgerm. *d*>hochdeutsch *t* zwar mehrere sprachhistorisch nachweisbare einzellaute, doch ist jeder derselben—wohl auch der letzte—nur eine vorläufige etappe in einem fortdauernden zug der

entwicklung. Die einzelnen lautgesetze, mit denen wir jede stufe bezeichnen, sind stundenschläge—die uhr ist zwischen den stundenschlägen nie stillgestanden. Die stundenschläge sind auf dem gebiete der indogermanischen sprachen mit leidlicher vollständigkeit beobachtet und registriert worden; aber wir haben noch kaum einen blick in das rädergetriebe geworfen—auf die einheitliche fortdauer von strömungen, welche lautliche veränderungen gleicher oder ähnlicher art hervorrufen.

4. Vielfach finden wir *reihen* von lautveränderungen, die uns zu systematischer gruppierung zwingen, da sich viele laute gemeinsam nach einheitlichen grundsätzen verändern. Die hervorstechendsten beispiele solchen gruppenweisen lautwandels sind die germanische lautverschiebung, die ungermanische palatalisierung (vgl. den artikel des verfassers in einer der nächsten nummern der *IF*, "Die Stabilität des germanischen Konsonantensystems," sowie *AJP*, XXXIII, 195 ff., "Phonetic Tendencies in the Indo-European Consonant System"), der ablaut (sofern der ausdruck "lautwandel" auf ihn passt) und der umlaut. Natürlich hat es nicht an versuchen gefehlt, für solchen reihenwandel, namentlich für die lautverschiebung, einheitliche erklärungen zu finden, doch liegt die schwäche fast aller darin, dass sie immerhin relativ isolierte erscheinungen, wie einerseits die germanische lautverschiebung für sich, die hochdeutsche lautverschiebung für sich, Verners gesetz für sich usw., behandeln, mit einem worte, dass sie erklärungen für ein lautgesetz oder eine kleinere gruppe von lautgesetzen, nicht aber für die *gesamte lautliche entwicklung einer sprache* zu geben beabsichtigen.

5. Die letztere absicht, wenn auch dort noch nicht klar ausgesprochen, liegt meinen beiden aufsätzen "Forchhammers Akzenttheorie und die germanische Lautverschiebung," *JEGP*, XI, 1 ff. und "Die zweite Lautverschiebung und die Völkerwanderung" (noch nicht veröffentlicht, jedoch ende 1912 vor der Central Division der Modern Language Association vorgelesen) zugrunde. Sie stellen die tatsache fest, dass sämtliche lautverschiebungserscheinungen im weitesten sinne des wortes (also auch Verners gesetz, Holtzmanns gesetz, Sievers' gesetz und die germanische tenuisgeminierung) auf einer *gemeinsamen physiologischen grundlage* beruhen: auf einem stetigen entgegenwirken von intensivem atemdruck und intensiver

muskelspannung der sprachorgane. Als gegenteil stellt sich in den nicht-germanischen sprachen, bald mehr, bald weniger, geringer atemdruck oder geringe muskelspannung dar, die zum fehlen von aspiration, zu leichter assimilation und ganz besonders zu palatalisierung (assimilation an vordervokale mit gleichzeitiger depression der mittellinie der zunge: rillenbildung) führen. Für das letztere liefert mein obenerwähnter aufsatz über die stabilität des germanischen konsonantensystems das belegmaterial. Dort wird gezeigt, dass die ausbreitung der palatalisierung innerhalb der indogermanischen sprachen sich in form konzentrischer gürtel um das germanische sprachgebiet darstellen lässt, indem diese lautveränderungen umso früher und umso allgemeiner auftreten, je früher sich das betreffende volk von dem germanischen zentrum entfernt hat, bzw. je weiter es von demselben entfernt ist. Ebenso ist nicht der geringste zweifel, dass die assimilation von konsonanten an vokale, die gleichfalls eine folge geringen drucks und gegendrucks ist, in den germanischen sprachen in geringerem masse auftritt als in jeder andren indogermanischen sprachgruppe; doch ist der detaillierte beweis dafür noch zu erbringen.

6. Innerhalb des germanischen sind, wie die angeführten artikel nachweisen, geradezu *alle konsonantenveränderungen* mit ausnahme der assimilationen, also alle fälle unbedingten lautwandels, sowie die lediglich vom akzent abhängigen lautveränderungen im konsonantismus, lediglich jenem *druck- oder intensitätsprinzip* zuzuschreiben. Die liquide und nasale sind ja so gut wie unveränderlich—einige einzelheiten sind bei andrer gelegenheit zu behandeln—die halbvokale aber ändern sich genau nach den normen, die im einklang mit diesem grundsatz in meinem aufsatz über die germanische lautverschiebung festgestellt sind; s.u., § 7. Unter "germanisch" ist hier natürlich wie in all den erwähnten artikeln das germanische sprachgebiet ohne fremdsprachliche beimischung zu verstehen. Beträchtliche fremdsprachliche, also *fremdvolkliche einflüsse* treten den germanischen sprachtendenzen hindernd in den weg, wofür die zweite lautverschiebung ein klassisches beispiel gibt; in dem oben erwähnten vortrage wird nämlich dargelegt, dass wir die phonetischen zwischenstufen zwischen der sogenannten ersten und der sogenannten zweiten lautverschiebung gewissermassen in

versteinerungen in den deutschen dialekten vom althochdeutschen herauf aufbewahrt finden. Die chronologische aufeinanderfolge der lautverschiebungsakte hat sich in der weise in geographische lagerung umgesetzt, dass bei der fächerförmig vom ostelbischen zentrum zuerst nach nordwest- dann nach mittel- und zuletzt nach süddeutschland sich ausbreitenden auswanderung jeder germanische stamm die germanische sprache in dem zustand mit sich nahm, in dem sie sich eben zur zeit seiner auswanderung in der alten heimat befand. In jedem streifen der neuen heimat nun, vom anglofriesischen bis zum bairischen, hörte bald nach der berührung der germanischen einwanderer mit der alten keltischen bevölkerung die sprachentwicklung im sinne der germanischen lauttendenzen auf, und so finden wir mit ziemlicher treue die auf einander folgenden stufen der lautverschiebung geographisch festgebannt. Mehr noch: wo die nichtgermanische beimischung besonders stark war, wie auf alemannischem und bairischem boden, treten gewisse erscheinungen zurück oder werden differenziert, wie zb. die stimmlose lenis *b, d, g* für die fortis *p, t, k* im oberdeutschen eintritt und sich auf dem ganzen hochdeutschen gebiet der sibilant *ts, s* statt der spiranten *tth*, einstellt. Die zweite lautverschiebung bei den langobarden und krimgoten ist, wie die betreffende arbeit auseinandersetzt, eine stütze dieser auffassung.

7. Wenn ein so einheitlicher zug den ganzen germanischen konsonantismus beherrscht, drängt sich die frage auf, wie sich die veränderungen der *vokale* dazu stellen. Da hier anregungen, nicht detaillierte nachweise gegeben werden sollen, sei nur in knappsten umrissen dargelegt, wie das gleiche intensitätsprinzip auch hier zur geltung kommt. Druckverstärkung führte bei halbvokalen zu weiterer zungenhebung, so dass sie zu spiranten und endlich zu verschlusslauten wurden: *j* zu got. *ddj*, nord. *ggi*, *w* zu *ggw* (Holtzmanns gesetz); druckschwächung führte, infolge von zungensenkung, spiranten in halbvokale über: *gw* wurde zu *w* (Sievers' gesetz). Unser heutiges deutsch lehrt uns, dass bei germanischen sprachtendenzen nachdruck—also druckverstärkung—einen vokal dehnt: vom proklitischen *'n* schreiten wir über *dən*, *den*, bis zu emphatischem und darum gedehntem *de:n* vor (während die skala *ən-en-e:n* gleichzeitig eine immer höhere zungenstellung aufweist). So können wir

es leicht genug verstehen, dass die intensivere artikulation eines ā es in ō, *uo*, ū überführt, während kurzes *o*, mit schlafferer artikulation, zu kurzem *a* wird. Dass im slavischen genau das entgegengesetzte eintritt, ist sehr kennzeichnend für eine sprachgruppe, die auch so stark zur palatalisierung neigt. Die einzelheiten dieser übergänge sind einer arbeit der nächsten zukunft vorbehalten. Keiner der auf den ersten blick sich ergebenden widersprüche ist unlösbar. Vielmehr steht es für mich fest, dass auch alle vokalveränderungen ebenso wie aller konsonantenwandel im germanischen dem intensitätsprinzip entspringen.

8. Wenn wir nun diese tendenz durch das ganze germanische sprachleben (nebenbei bemerkt: bis zur gegenwart) verfolgen können, lässt sich dann nicht auch ein *zurückverfolgen in die vorgermanische zeit* denken? An der hand der siedlungsverhältnisse, verglichen mit den örtlichen ergebnissen der zweiten lautverschiebung, vermögen wir der germanischen konsonantenentwicklung durch vielleicht tausend jahre schritt für schritt zu folgen. Nun sind doch ähnliche wanderungen indogermanischer völker vorausgegangen. Wenn wir vorläufig die hypothese annehmen, die gegenwärtig die meisten anhänger zu haben scheint, dass nämlich die indogermanischen wanderungen, vom mittleren nordeuropa ausgehend, sich zunächst nach südosten, dann nach süden und endlich nach westen richteten, dann ergibt sich ein arbeitsfeld von überraschender reichhaltigkeit. Von den zahlreichen neuen ausblicken auf diesem gebiete sei nur weniges als besonders charakteristisch erwähnt.

9. Bei der zweiten lautverschiebung sehen wir, dass die tenues, und unter diesen die dentale, sich zuerst verändern; am stärksten ist die neigung zur verschiebung anscheinend in nicht anlautender stellung. Gewiss ging der verschiebung zur spirans eine immer stärker werdende aspiration und dann eine affrizierung voraus, wie das beispiel des heutigen dänischen zeigt. Nun finden wir im indogermanischen ein merkwürdiges nebeneinander von *tenuis* und *tenuis aspirata*, das bei den dentalen am häufigsten und sichersten vorkommt. Doch ist bloss im indischen und im griechischen dieses nebeneinander von *t* und *th* klar ersichtlich—zwei indogermanischen sprachen, die völkern angehören, bei denen der rassengegensatz in der form sozialer gliederung sich besonders lange erhielt. Es liegt

nahe, zu folgender interpretation zu greifen: zur zeit, als das germanische sich als volkseinheit von den andren, vielleicht zum teil schon auswandernden indogermanen loslöste, war die lautverschiebung schon im gange; die nicht-germanischen indogermanen behielten sie vorläufig in der form bei, in der sie damals bestand, nämlich als aspirierung von tenues unter mehr oder minder bestimmten bedingungen; nur in den beiden genannten sprachstämmen aber drang dies in die literatursprache ein; in den anderen nicht-germanischen sprachen fiel der unterschied zwischen den beiden arten der tenues ebenso wieder weg wie etwa im oberdeutschen der unterschied zwischen *k* und *kch*, während im germanischen (und teilweise im keltischen) ein zusammenfall nach anderer richtung eintrat: die verschiebung ging nicht zurück, sondern ergriff alle tenues. Auch hier ist der nähere nachweis (für den ich indessen aus dem indischen und griechischen vollständiges material gesammelt habe) noch zu erbringen. Doch ist wenigstens ein punkt auch hier von interesse, da er auf den begriff der ausnahmslosigkeit von lautgesetzen, ohne ihn in der tat im mindesten zu erschüttern, ein besonderes licht wirft: *th* neben *t* zeigt sich nämlich ganz besonders in gewissen personalendungen des verbs und in gewissen demonstrativstämmen—also in fällen, wo kontrastbetonung zu erwarten ist; aus der fülle des vorkommenden sei nur darauf hingewissen, dass für die zweite person des plurals die absolute, also stärker betonte endung *-the*, die konjunkte, also schwächer betonte dagegen *-te* ist; dass ferner der demonstrativstamm *to-*, der in dieser form lediglich korrelative bedeutung hat, in der form *tho-* deiktische bedeutung annimmt (ai. *itthā*, hier u.a.). Das macht den eindruck—mehr als das ist es vorläufig nicht, obwohl ein grosser teil des indischen materials nach der richtung zu deuten scheint—als ob bei starkem nachdruck die verschiebung früher erfolgt sei als sonst, sodass wir es vielleicht anerkennen mögen, dass unbeschadet der lautgesetze bei emphatisch (vielleicht auch bei besonders häufig?) gebrauchten formen oder wörtern lautverschiebungen der germanischen art besonders früh und oft zu erwarten sind. Dass aus dieser erwägung möglicherweise sogar ein licht auf die herkunft der personalendungen geworfen werden könnte, davon in einer andren arbeit. Ob auch das nebeneinander von media und media aspirata eine ähnliche

erklärung finden kann, scheint mir zweifelhaft, unmöglich aber nicht.

10. So ergibt sich für das indogermanische zum mindesten die starke möglichkeit, dass sein konsonantensystem zur zeit der trennung schon in einer verschiebung begriffen war und es fragt sich, ob das vokalsystem ähnliches aufweise. Da bietet sich als selbstverständliche folge einer nachdrucksbetonung der *quantitative ablaut*, der sich ja in nichts von dem unterscheidet, was das heutige deutsch bei wörtern, die starken akzentunterschieden ausgesetzt sind, wie dem artikel, aufweist. Ob aber nicht auch in den *flexionsendungen des verbs*, die so starken dynamischen ablautserscheinungen ausgesetzt sind (*sai-si-s* usw.), schon eine vorstufe zu der germanischen entwicklung von *o* zu *a* zu finden ist? Der sonst im idg. seltene vokal *a* tritt mit merkwürdiger häufigkeit in formen auf, wo nach sonstigen analogien eher *o* zu erwarten wäre (in der ersten und zweiten person des perfekts, den medialendungen und vielleicht auch anderen formen). Auch hier liegen neue aufgaben.

11. Wie aber mit den *qualitativen ablaut?* Dass der *e*-, *o*- ablaut, um den es sich vorwiegend handelt, unterschiede in der tonhöhe darstellt, ist lange anerkannt; diese erkenntnis ist ja fast die einzige stütze der theorie von der teilweise musikalischen betonung des indogermanischen. Dass *e* "höher" ist als *o*, bedeutet vorerst, dass es einen höheren eigenton, also geringeren resonanzraum hat als *o*, was an sich mit musikalischer betonung nichts zu schaffen hätte. Es ist aber zuzugeben, dass tatsächlich ein enger zusammenhang zwischen höherem eigenton und höherem stimmton besteht, indem wir geneigt sind, zur hervorbringung eines hohen stimmtons auch einen vokal mit hohem eigenton (also *i* oder *e*), für tiefen stimmton dagegen einen "tiefen" vokal (*u* oder *o*) zu verwenden, und umgekehrt, indem wir *i* mit höherem stimmton auszusprechen geneigt sind als *u;* das kleine kindersprüchlein von den achtzehn kleinen gesellen (den konsonanten) und den fünf dolmetschern (den vokalen) ist dafür sehr bezeichnend. Hoher stimmton bedeutet aber anspannung der stimmbänder, also muskeldruck. Wie nun, wenn die *e*-formen lediglich formen grösserer spannung, lebhafteren interesses und darum stärkeren nachdruckes wären? Ich möchte geneigt sein, diese art des nachdruckes die subjektive, auf den sprechenden

konzentrierte zu nennen, dagegen die quantitative art, also die dehnung, als die objektive zu bezeichnen, indem ihr ziel das verständnis seitens des angeredeten zu sein scheint. Bedenken wir, dass das hauptgebiet des *e*-ablautes die präsensformen des verbs sind, also formen, die direkte subjective beziehung zum gegenwärtigen handeln ausdrücken; dagegen der *o*-ablaut vorwiegend den erreichten zustand—sagen wir, die perfektidee—ausdrückt, also etwas, was nicht so direkt in der vorstellung des sprechenden liegt. Ich bin mir klar darüber, dass dies müssige spekulationen sind, solange darin nicht die experimentelle phonetik und psychologie ihr wort gesprochen; deren rüstzeug fehlt mir fast gänzlich, aber zu meiner freude hat eine unzweifelhafte autorität auf beiden gebieten mir unterstützung zugesagt, sodass mir die lösung dieser frage in greifbare nähe gerückt scheint.

12. Schon hier lässt sich ohne psychologische deutung nicht auskommen. Eine erklärung der ganzen tendenz aber, jenes mehrfach erwähnten intensitätsprinzips, ist nun gar überhaupt nur auf rein psychologischer grundlage denkbar. Und hier bin ich in der glücklichen lage, meine seit jahren vertretenen anschauungen nicht einzig und allein mit meinen mangelhaften psychologischen kenntnissen stützen zu müssen, sondern mich auf Nikolaus Fink berufen zu können, der, wenn auch nicht psycholog von fach, doch über psychologische schulung von grosser gründlichkeit verfügt. In seinem schon 1898 erschienen buche über den deutschen sprachbau, das mir leider erst vor einem oder zwei jahren bekannt wurde, kommt er für die deutsche satzkonstruktion zu demselben ergebnis, das ich in laienhafter weise schon seit langem für die indogermanische oder—was dasselbe ist—germanische sprachentwicklung überhaupt angenommen hatte. Ohne mich direkt an ihn anzulehnen, weiche ich doch nicht allzuweit von ihm ab, wenn ich den indogermanen und unter ihnen vor allem den germanen, als den einzigen relativ unvermischt gebliebenen, ausgesprochene subjektivität—also beherrschung der vorstellungen durch das ich-bewusstsein—zuschreibe, verbunden mit einem "umspannungsvermögen," das bei grosser intensität und dauer sowohl der gefühle wie der vorstellungen einen grossen komplex umfasst, ihn unter die vorherrschaft einer überwiegenden vorstellung oder eines überwiegenden gefühls stellend. Das heisst:

Alles wahrgenommene wird in intensivster weise auf das individuum bezogen; und *ein* element überwiegt stets im denken und sprechen des germanen über andre, ihm angegliederte.

13. Die intensität der reizbarkeit und die dauer von eindrücken erklären die besprochenen druck-und spannungsverhältnisse. Denn sie lassen uns verstehen, wie sich in der rede gipfelpunkte mit besondrer bestimmtheit hervorheben, die den ausgangspunkt zu solchen lautveränderungen wie lautverschiebung und ablaut bilden; die erscheinungen des lautwandels, die zunächst an besonders stark oder auch besonders schwach hervortretenden lauten stattfinden, werden allmählich verallgemeinert. Das aus diesen faktoren hervorgehende "umspannungsvermögen" aber bringt uns der erklärung eines anderen gruppenweisen lautwandels näher, des *umlautes*, in dessen spätem auftreten nur auf den ersten blick etwas überraschendes liegt. Die grundzüge einer dringend gebotenen näheren untersuchung stelle ich mir etwa so vor: Die physiologische erklärung des umlautes—palatalisierung durch vermittlung des zwischenstehenden konsonanten—die beispielsweise für das russische fraglos zutrifft, befriedigt für das germanische aus vielen gründen nicht. Die bisherige anschauung der psychologischen vorausnahme hat ohne zweifel einen richtigen kern, lässt sich aber doch erst mit hilfe jener umspannungsfähigkeit verstehen: Diese fordert solche eigenheiten der deutschen wortstellung, wie sie sich im nebensatze, in der endstellung des trennbaren verbalpräfixes, in den adverbiell bestimmten attributen usw. zeigen; das hat Fink auseinandergesetzt, wenn er auch nicht den ausdruck "umspannungsvermögen" gebraucht. Dieselbe denkart nun, die uns in dem satze "es hörte nach drei tagen endlich zu regnen auf" im worte "hörte" schon in akzent und tonhöhe auf das letzte wort des satzes bezug nehmen lässt—genau diese denkart hat es gefordert, dass in dem worte *tohterlîn*>*töhterlîn* das *î* der endsilbe schon einen einfluss auf die zungenstellung des vokals der stammsilbe hervorrief. Es sei ausdrücklich bemerkt dass ich in diese andeutende erklärung die von Axel Kock nachgewiesene ältere umlautschicht des nordischen (*gestr*) nicht einbeziehe, sondern in dieser tatsächlich einen rein physiologischen vorgang sehe. Darauf einzugehen würde hier zu weit führen.

14. Die subjektivität des germanen muss natürlich auf jedem gebiete des geisteslebens—literatur, bildende kunst, musik, religion usw.—von einfluss sein, aber sie muss sich notwendigerweise auch in der sprache zeigen. Wichtige faktoren im verbalsystem und im satzbau hat Fink hervorgehoben, aber natürlich kann seine kurze behandlung bei weitem nicht vollständig sein. Ein typisches beispiel in der entwicklung des verbs sei hier flüchtig gestreift. Das indogermanische besitzt bekanntlich noch keine tempora, sondern drei (oder mehr) besondere verbalstämme, die nicht das subjektive element der zeit, sondern den objektiven faktor der dauernden oder der momentanen handlung und des erreichten zustandes bezeichnen; so ist es wenigstens in der hauptsache. Dass in den personalendungen schon im indogermanischen auch das subjektive element stark hervortritt, mag hier beiseite bleiben. Im germanischen findet nun aus mehreren gründen, unter denen die auslautgesetze eine grosse rolle spielen, eine starke verschmelzung von formen statt, und das endergebnis ist, dass die "aktionsarten" beträchtlich in den hintergrund getreten sind und jetzt die bezeichnungen der momentanen handlung und des erreichten zustandes gemeinsam die funktion der dem sprechenden ferner liegenden, also vergangenen zeit übernehmen. Das gefühl des subjektiven einwirkens auf die umgebung bewirkt aber dann eine derartige ausbreitung der bezeichnung von blossem besitz (ich habe das feld gekauft = als ein gekauftes), dass diese ausdrucksweise in die funktion einer neuen form für den erreichten zustand, ja zum teil für die vergangenheit überhaupt, eintritt. Einzeluntersuchungen über die bildung der zusammengesetzten zeiten sind trotz schöner vorarbeiten (zb. Paul) noch für alle germanischen dialekte von nöten.

Vieleicht zeigen diese andeutungen, wie vieles auf diesem gebiete zu erreichen—oder zu widerlegen—ist, nicht nur für den sprachforscher, sondern auch für den kulturhistoriker, den literaturhistoriker, den psychologen. Verhältnismässig einfach sind die aufgaben noch auf germanischem gebiete zu nennen, da wir hier nach allem anschein eine im wesentlichen geradlinige entwicklung im sinne einer allgemeinen tendenz vorfinden. Aber bei anderen sprachen und volksgruppen, wie den romanen, den slaven usw.

muss es sich doch um ein zusammentreffen von mehreren strömungen handeln, eine ablenkung der indogermanischen strömung durch vermengung mit urbevölkerung oder neuem, nicht-indogermanischem zuwachs. Da werden die probleme natürlich an schwierigkeit ins ungemessene steigen. Doch braucht man deswegen noch lange nicht die hände vor dem versuch in den schoss zu legen; lieber das schöne motto eines deutschen verlags im auge behalten:

Arbeiten und nicht verzweifeln!

E. PROKOSCH

UNIVERSITY OF WISCONSIN